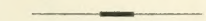


UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Lektür
V6667w

WIE IST DIE
AUSSPRACHE DES DEUTSCHEN
ZU LEHREN?



EIN VORTRAG

VON

WILHELM VIËTOR,
Professor an der Universität Marburg.

VIERTE AUFLAGE.

MARBURG.
N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG.
1906.

85373
8/1/08

Meinem Ernst

† 19. Mai 1895.

Vorwort.

Der nachstehende Vortrag erscheint hier, von ganz geringen Änderungen abgesehen, in derselben anspruchlosen Form, in der er auf Einladung aus Frankfurt a. M. und Kassel im Winter 1892—93 zweimal vor einer zahlreichen Zuhörerschaft von Lehrern — und Lehrerinnen! — gehalten worden ist. Auch hier wendet er sich zunächst an die Kollegen, denen die Pflege der Aussprache des Deutschen in der Schule obliegt. Vielleicht darf er sich außerdem der Beachtung von Gesang- und Deklamationslehrern, wie von Schauspielern und Sängern erfreuen, die darin wohl manches Bekannte, aber auch einiges Neue finden werden.

*

Der zweite Abdruck ist fast unverändert, jedoch um ein paar Anmerkungen vermehrt. Meine Vorschläge haben in den Kreisen, an die sie gerichtet waren, bisher fast überraschend viel Zustimmung erfahren. Wer, wie z. B. Erbe, »Leichtfaßliche Regeln für die Aussprache des Deutschen«, Stuttgart 1893, einen entgegengesetzten, im Grunde doch partikularistischen Standpunkt einnimmt, kann mir freilich nicht recht geben.

Marburg, im Februar 1893 und Oktober 1895.

In der dritten Auflage habe ich in einer Reihe neuer, durch eckige Klammern als solche kenntlich gemachter Anmerkungen besonders auf die Ergebnisse der Beratungen Rücksicht genommen, die »zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache« vom 14. bis 16. April 1898 im Kgl. Schauspielhause in Berlin stattgefunden haben und von Th. Siebs u. d. T. »Deutsche Bühnenaussprache« veröffentlicht worden sind (Berlin, Köln, Leipzig 1898). Die Teilnehmer an dieser sog. Bühnenkonferenz waren teils Vertreter des deutschen Bühnenvereins: Graf Hochberg, Generalintendant der kgl. Schauspiele in Berlin; Frhr. von Ledebur, Generalintendant in Schwerin; Dr. Tempelhey, Hoftheaterintendant in Koburg; teils wissenschaftliche Vertreter: Prof. Sievers in Leipzig; Prof. Luick in Graz; Prof. Siebs in Greifswald. Wie Intendant Claar in Frankfurt a. M. waren auch Prof. Seemüller in Innsbruck und ich selbst zur Konferenz eingeladen und hatten Urteile und Vorschläge schriftlich eingesandt. Die Bestimmungen der Konferenz, welche der Deutsche Bühnenverein in seiner Generalversammlung am 4. und 5. Mai 1898 den Bühnen als Kanon der deutschen Aussprache empfohlen hat, treffen mit dem in meinem Vortrag Entwickelten wesentlich zusammen.

Marburg, Silvester 1900.

*

In dem neuen Abdruck ist nur Geringfügiges geändert.

Marburg, im Mai 1906.

W. V.

Wenn ich mir heute Abend die Freiheit nehme, über die Aussprache des deutschen im Unterricht zu Ihnen zu reden, so darf ich mich, nicht nur mit herzlichem Danke, sondern auch in der Hoffnung nachsichtiger Beurteilung, darauf berufen, daß es auf eine freundliche Anregung aus Ihrer Mitte geschieht. Denn habe ich mich auch nach der theoretischen Seite hin seit Jahren unausgesetzt mit dem Gegenstande beschäftigt, so sind meine praktischen Versuche auf diesem Gebiete des deutschsprachlichen Unterrichts in der Tat weder so neu noch so ausgedehnt, wie Sie billig erwarten dürften. Sollte ich daher in dieser — oder auch in anderer — Hinsicht Ihren Widerspruch herausfordern, so werden Sie damit in der folgenden Diskussion hoffentlich nicht zurückhalten.

Die Vorfrage, ob die deutsche Aussprache überhaupt einen Lehrgegenstand bilden soll, brauche ich nicht zu stellen. Sie wird in den Anfangsklassen unserer Volks- und Vorschulen sozusagen tagtäglich durch die Praxis selbst bejaht. Es bleiben, wie mir scheint, zwei Hauptfragen zu besprechen: 1) Welche Aussprache soll in der Schule gelehrt werden? 2) In welcher Weise soll sie gelehrt werden?

Unbedenklich gebe ich auf die erste Frage sofort die Antwort: Die Schule hat die Pflicht, eine mustergültige, gemeindeutsche Aussprache

zu lehren, d. h. die im ersten Drama übliche, wesentlich norddeutsche Bühnensprache. Daß gegen diese Forderung mancherlei Einwände erhoben werden, ist mir wohl bekannt. Sie lassen sich aber, wie ich überzeugt bin, sämtlich zurückweisen.

Da heißt es zuerst: »Unsere Mundarten lassen wir uns nicht rauben! Wir wollen reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist!« — Es ist wahr: »Die Gemeinsprache ist«, wie Paul sagt¹, »ein fremdes Idiom, dem die Mundart aufgeopfert wird.« Das gilt zunächst von der Schriftsprache im eigentlichen Sinne, sodann aber auch von deren mündlicher Verwendung. Im der Tat sind auch die eifrigsten Freunde der Mundart (zu denen ich mich selbst zähle) zum Opfer ihres Dialektes bereit, sofern es sich eben um das Aussprechen des Schriftdeutschen handelt. Wer dünke daran, auch im engsten Familienkreise einen Brief oder eine Zeitung mit Formen der Umgangssprache — ich führe die mir selbst geläufige an — etwa wie *hawwe*, *kaï*², *nit* vorzulesen? Gehört doch schon die Schneidigkeit eines wirklichen oder imitierten Berliners dazu, die nicht minder dialektischen und um nichts schöneren Formen *keen*, *ooch*, *nich* auch nur in der Unterhaltung mit Nichteinheimischen, sagen wir z. B. mit Deutsch verstehenden Ausländern, zu gebrauchen! Nein — hier wenden wir ganz unwillkürlich die Schriftsprache an; und die Schriftsprache ist keine Mundart und darf auch nicht mundartlich ausgesprochen werden!

1) »Prinzipien der Sprachgeschichte«, 2. Auflage (Halle 1886) S. 45.

2) Beide Teile des Diphthongs nasaliert.

»Das tun wir aber ja auch am allerwenigsten in der Schule«, könnte man mir einwenden. »Daß grobe Provinzialismen hier nicht am Platze sind, wissen wir längst, und wir vermeiden sie schon von selber. Wenn das in der Schule gesprochene Schriftdeutsch in der Aussprache ein wenig örtliche Färbung zeigt, so ist das etwas anderes und sicherlich kein Unglück. Mag man immerhin in Hannover etwas Hannövrisches, in Stuttgart etwas Schwäbisches, in Kassel etwas Hessisches heraushören!« — Wie nun aber, so möchte ich hier fragen, wenn die Schüler im Westen, die Lehrer (die doch vorsprechen und verbessern müssen) im Osten, im Norden, im Süden zu Hause sind? Was soll im Unterricht, zumal im ersten Unterricht, gelten: *schaich'n*, oder *schaig'ng*, oder *ßtäg'n*, oder *schteig'n*?

»Nun ja«, sagt man dann wohl; »aber deshalb doch keine Uniformierung! In der Sprache doch wenigstens keinen Zwang!« — Ich erwidere: Zunächst sind sogar im Staate Preußen nicht alle Kommißstiefel über einen Leisten geschlagen. Eine bestimmte Uniform ist unvermeidlich. Die allgemeine Wehrpflicht möchten wir nicht missen. Das gleiche Recht aller Staatsbürger, das einheitliche Münz-, Maß- und Gewichts-System empfinden wir als eine Wohltat. Nun, auch bei der Aussprache des Schriftdeutschen handelt es sich um ein einheitliches System. Wollen wir über den Zustand planloser Willkür, so daß der eine empfiehlt, was der andre verdammt, in der Schule hinauskommen, so brauchen wir ein gemeindeutsches, für alle muster-gültiges Lautsystem und die Einigung über ein paar orthoepische Hauptfragen. In Bezug auf die Arti-

kulationsbasis, die Intonation, das Redetempo usw. bleibt für das Landschaftliche, das Lokale, das Individuelle in der Sprache noch Spielraum genug.

Da fragt man denn vielleicht: »Welche Autorität kann in der Schule ein künstliches Musterdeutsch beanspruchen, das nirgends im Gebrauch ist und wohl nur den Erfinder zum Fürsprecher hat?« — Die Antwort habe ich schon vorher gegeben. Kein Kunstprodukt preisen wir an, das dem Hirn lautphysiologischer Theoretiker entsprungen wäre, sondern — ich rede wieder mit Paul, dessen Unbefangenheit in diesen Dingen außer allem Zweifel steht —: »Die muster-gültige Sprache für uns ist die auf dem Theater im ernstesten Drama übliche.«¹ — Sie ist das Resultat eines natürlichen Ausgleichs, der sich unter den besonderen günstigen Bedingungen der Bühne sicherer und rascher vollzogen hat als in den gebildeten Kreisen des großen Publikums. Paul nennt — aber das sind ja bekannte Dinge — den fortwährenden Austausch des Personals, den Einfluß gewisser Zentralpunkte, die Notwendigkeit, sich allgemein verständlich zu machen, ästhetische Rücksichten u. a. m. Daß die ernste Bühnensprache, soweit sie nicht durch dilettantische Maßregelungen gefälscht wird, als Aussprachemuster zu gelten hat, wird denn auch von allen neueren Theoretikern gleichmäßig anerkannt. So erklärt es sich, daß beispielsweise der Westpreuße Kewitsch, der Posener Schmolke, der Schlesier Hugo Hoffmann, der Braunschweiger Fricke, der Thüringer Trautmann, der Hesse Lohmeyer, der Elsässer Kräuter und ich selbst als Angehöriger der

1) »Prinzipien der Sprachgeschichte« S. 852.

westlichen Hälfte dieser Provinz, trotz der natürlich großen Verschiedenheit unserer heimischen Umgangssprachen, in den Hauptfragen der Orthoepie übereinstimmen.² Das, meine Herren, ist in Deutschland, wo das »soviel Köpfe, soviel Sinne« beim Theoretisieren doch noch immer gilt, gewiß schon ein Beweis für die Güte unserer Sache!

Südlich und auch nördlich vom Main gibt es nun aber manche Leute, die daran ganz besonderen Anstoß nehmen, daß die angeblich mustergültige Bühnensprache einen wesentlich norddeutschen Charakter hat. Zur Begründung wird allerlei ins Feld geführt. Man weist darauf hin, daß unsere Schriftsprache ja gar nicht nord- oder niederdeutsch, sondern hochdeutsch sei. Sprächen wir sie norddeutsch aus, so könne daraus nur ein arges Kauderwelsch entstehen. Auch sei es lächerlich, wenn sich der Mittel- oder Süddeutsche mit den norddeutschen Lauten abquäle; lernen könne er sie ja doch nicht.

Zunächst kann dies alles nichts gegen die Tatsache bedeuten, daß sich die Bühnensprache in freier Zuchtwahl für die norddeutsche und gegen die mittel- oder süddeutsche Aussprache entschieden hat. Unsere ganze moderne Entwicklung seit 1866 und 70 hat dieser Tatsache einen noch größeren Nachdruck verliehen. Dürfen

2) [Hinzufügen darf ich jetzt, nachdem die Beratungen der S. 6. genannten Kommission vorliegen: die Österreicher Luick und Seemüller, der Bremer Siebs und der Hesse Sievers; auch die ihr angehörenden Bühnenleiter Claar, Graf Hochberg, Frhr. von Ledebur, Baron von Puttlitz, Stägemann, Tempelvey verteilen sich ihrer Herkunft nach auf Berlin, Brandenburg, Schlesien und Österreich (Galizien).]

wir uns denn nicht auch daran genügen lassen, daß unser Hochdeutsch im ganzen Vaterlande als unbestrittene Schriftsprache anerkannt ist? Brauchen wir es dem doch einmal führenden Norden zu mißgönnen, daß er zu den hochdeutschen Sprachformen die niederdeutsche Lautgebung liefert? Nur beiläufig sei bemerkt, daß gerade der norddeutsche Konsonantismus mit denen der andern Kulturvölker, insbesondere dem französischen und englischen, durch die Unterscheidung stimmhafter und stimmloser Laute aufs schönste zusammengeht, der süd- und der mitteldeutsche aber eine Sonderstellung einnehmen. Für die künftige Erwerbung der französischen und englischen Aussprache ist durch die Aneignung der norddeutschen Musteraussprache die halbe Arbeit im Voraus getan.

Daß das niederdeutsch ausgesprochene Hochdeutsch ein Sprachgemisch darstellt, ist an und für sich wohl richtig; da es aber zugleich des Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklung ist, so wird es ebensowenig als nicht einheitlich empfunden wie etwa das »Toskanische im römischen Munde«, das bekanntlich die Mustersprache Italiens bildet. Ist doch unsre Schriftsprache selbst, wenngleich wesentlich hochdeutsch, durch einen Kompromiß verschiedener Elemente zustande gekommen, — andrer moderner Schriftsprachen zu geschweigen.

Ein Vorurteil ist es auch, daß das norddeutsch gesprochene Schriftdeutsch im Munde eines Mittel- oder Süddeutschen lächerlich klinge. Lächerlich ist nur die vereinzelte und unvollkommene Nachahmung, z. B. ein stimmhaftes Anlaut-s inmitten eines sonst wesentlich stimmtonfreien Konsonantismus.

Und wenn behauptet wird, daß es für den Mittel- oder Süddeutschen unmöglich sei, die norddeutsche Aussprache zu lernen, so wird das Gegenteil schon durch das eben erwähnte, von mir und gewiß auch von Ihnen öfters beobachtete Beispiel bewiesen. Was hier durch die einfache, bewußte oder gar unbewußte Nachahmung gelingt, das muß auch bei systematischer Schulung erreichbar sein.

*
* *

Ehe ich jedoch zu dem zweiten Punkt unserer Betrachtung, der Methode des Aussprache-Unterrichtes, übergehe, muss ich Ihnen nunmehr das Lautsystem vorführen, das mir für die Schule wie für die Bühne als mustergültig erscheint.

Sie finden das System auf der Ihnen vorgelegten Lauttafel lautschriftlich dargestellt.¹ Die senkrechten Kolumnen geben die Lautklassen nach den Artikulationsgebieten an: Lippen — Zähne bzw. Zahnscheiden — Vordergaumen — Hintergaumen — Kehle. Die Artikulationsgrade sind links bezeichnet: Verschuß — Enge — Öffnung. Mitwirkung des Stimmtons ist durch die rote, Mitwirkung der Nasenresonanz durch die grüne Farbe hervorgehoben.

Die Konsonanten der Tabelle zerfallen, je nachdem sie mit Verschluss oder Enge artikuliert sind, in Verschußlaute und Engen- oder Reibelaute.

1) Eine mit der im Texte besprochenen übereinstimmende dreifarbige »Deutsche Lauttafel« ist seitdem im Verlag der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg (mit Er-

Bei den Verschlußlauten kommt zu den Paaren stimmlos-stimmhaft je eine dritte, nasale und zugleich auch stimmhafte Form hinzu. Den eigentlichen Reibelauten schließen sich an die [r]-Laute und das [l], ebenfalls nur stimmhaft gebräuchlich. Das Fehlen des Stimmtons bei [b], [d] und [g] bildet den wichtigsten,

klärung in deutscher, englischer und französischer Sprache) erschienen. Ich lasse die Tafel in verkleinerter Nachbildung folgen.

	Lippen- laute	Zahnlaute	Vorder- gaumen- Laute	Hinter- gaumen- Laute	Kehl- laute	
Verschluß	p b	t d		k g	'	Konsonanten
	m	n		ŋ		
Enge	f v	s z ∫ ʒ	ç j	x ɣ	h	
		r		R		
		l				
Öffnung	() () ()		i (y) e (ɛ) ε(ø) ə (o) ɔ a	(u)		Vokale

Dehnung wird durch folgendes [:] bezeichnet.

ja im Grunde den einzigen Unterschied des mittel- und süddeutschen von dem norddeutschen Konsonantismus¹.

Die einzelnen Laute seien durch folgende Beispiele illustriert:

Verschlußlaute. [p]: *Paar* (das [p] im Anlaut vor betontem Vokal, oft auch im Auslaut nach betontem Vokal, aspiriert), [b]: *baar* (mit Stimmtön; mittel- und süddeutsch wenigstens »weich«, im Unterschied vom härteren [p]²); [t]: *Tier* (wie bei [p]), [d]: *dir* (wie bei [b]); [k]: *Kunst* (wie bei [p]), [g]: *Gunst* (wie bei [b]); [ʔ]: *'ach*. — Nasale: [m]: *ihm*; [n]: *ihn*; [ŋ]: *Ding*.

Reibelaute. [f]: *Fall*, [v]: *Wall* (norddeutsch labiodental, d. h. mit Unterlippe und Oberzähnen; mittel- und süddeutsch bilabial, d. h. mit beiden Lippen); [s]: *reiße*, [z]: *reise* (mitteldeutsch beide Laute gleich); [ʃ]: *schief*, [ʒ]: *Logis* (desgleichen); [ç]: *siechen*, [j]: *siegen* (desgleichen; mit [j] ist nicht etwa unsilbiges [i], sondern wirklicher Reibelaut gemeint); [x]:

1) Stimmhafte Reibelaute im Inlaut zwischen Vokalen (z. B. für *s* in *reise*, aber auch *ß* in *reiße*) werden auch von Mittel- und Süddeutschen häufig gebraucht. Eine wesentliche Einigung im Konsonantismus kommt auch dann schon zu Stande, wenn die Mittel- und Süddeutschen nur darauf halten, dass die in der obigen Übersicht als stimmhaft bezeichneten Konsonanten »weich«, die als stimmlos bezeichneten »hart« (bezw. aspiriert) gesprochen werden. Die stimmhaften Reibelaute werden sich nach dem soeben Gesagten größtenteils von selbst einstellen, und die weichen Verschlußlaute können als freilich nicht gleichwertiger Ersatz für die stimmhaften dienen.

2) Man vergleiche die vorige Anmerkung.

Sprache, [g] : *Lage* (desgl.); [h] : *halt*. — [r] : *rauh* (Zungenspitzen-*r*); [R] : *rauh* (Zäpfchen-*r*). — [l] : *lau*.

Wo stimmhafter und stimmloser Laut paarweise vorhanden sind, wird im Auslaut, d. h. am Wort- oder Silbenende, nur stimmloser Laut gebildet: also zwar stimmhafter Laut in *ihm*, *ihn*, *Ding*, auch *Aar*, *Aal*, da die Nasale und Liquiden nicht auch stimmlos im System vorkommen; hingegen stimmloses [f] in *brav* wie in *Schlaf*, [s] in *leis* wie in *heiß*, [ç] in *Sieg* wie in *siech*, [x] in *Tag* wie in *sprach*, [p] in *ab* wie in *knapp*, [t] in *Hund* wie in *bunt*, [k] in *Brigg* wie in *dick*¹⁾. Vor unbetontem Inlautvokal ist kein *h*-Laut statthaft, also *blü(h)e*, *ru(h)ig*. Kehlkopfverschluß gilt nur vor betontem Vokal, aber auch in der Zusammensetzung; also [ʰ]ein, *Ver*[ʰ]ein, *un*[ʰ]eins.

1) Glaubt man hier »weiche« Laute zu sprechen, dann muß man auch die Auslaute in *knapp*, *bunt*, *dick* »weich« nennen. Stimmhaft sind sie nirgends in Deutschland. Davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man Nichtdeutsche, die in ihrer Sprache stimmhafte Auslaut-Konsonanten haben (Engländer, Franzosen u. s. w.), z. B. *ab*, *Hund* sprechen hört. [Sehr bedauere ich, daß die Bühnenkonferenz mit Prof. Sievers einen Unterschied zwischen der Aussprache des deutschen Schrift-*b*, -*d*, -*g* und der Aussprache des deutschen Schrift-*p*, -*t*, -*k* angenommen hat, der darin bestehen soll, daß nach langem Vokal (*Grab*, *Rad*, *Tag*) und nach *r*, *l*, *n* (*fand* u. dgl.) bei -*b*, -*d*, -*g* der »Einsatz« schwach, bei -*p*, -*t*, -*k* (*Satrap*, *Rad*, *Spuk*; *Fant* u. dgl.) aber stark, bei beiden Klassen übrigens der »Absatz« stark sei. Erklärt wird das so, daß in *Grab* u. s. w. der Vokal langsam verklinge, in *Satrap* usw. aber nicht; der Unterschied träfe also vielmehr den Vokal als den Konsonanten selbst, der auch bei der Schreibung -*b*, -*d*, -*g* immerhin ein stimmloses [p], [t] oder [k] bleiben soll. Brieflich hat mir jedoch Prof. Sievers bemerkt,

Die Vokale sind Stimm-laute mit palataler bzw. gutturaler und palatal-gutturaler Öffnung, d. h. die artikulierende Öffnung ist zwischen Zungenrücken und vorderem bzw. hinterem Gaumen gebildet. Die geringste Öffnung, weil die höchste Zungenhebung, hat am Vordergaumen das geschlossene [i] in *Miete*, am Hintergaumen das geschlossene [u] in *Mut*; wesentlich gleiche Zungenstellung wie geschlossenes *i* hat das geschlossene [y] in *Hütte*, das aber wie das [u] zugleich labialisiert, d. h. mit Lippenrundung gesprochen wird. (Die gleichzeitige Labialisierung ist in der Tabelle durch die Klammern angedeutet.) Diesen drei »geschlossenen« Vokalen entsprechen die »offenen«, d. h. mit niedriger Zungenstellung hervorgebrachten [i]- und [u]-Laute in *Mitte*, *Hütte*, *Mutter*. Bedeutender weichen von einander ab geschlossenes [e], [ø], [o] in *stehle*, *Höhle*, *Sohle* und offenes [ɛ], [ø], [ɔ] in *stähle* und *stelle*, *Hölle*, *solle*.¹ Während bei allen diesen Vokalen außer [ɛ] die geschlossene Nüance auf den langen, die offene auf den kurzen betonten Vokal beschränkt ist, fallen langes und kurzes [a] in dem gleichen,

daß die von der Konferenz angenommene Regel nur einem auf der Bühne bereits herrschenden Gebrauch entspreche, dessen Verallgemeinerung er keineswegs empfehlen wolle. Ich rate meinerseits dringend, auf diesen, ohne Zweifel durch Überschätzung der Orthographie hervorgerufenen Bühnengebrauch und die entsprechende Regel der Konferenz keinerlei Rücksicht zu nehmen.]

1) Die Lautschrift der Tafel ist mit geringen Abweichungen die von der *Association phonétique internationale* angenommene der englischen Phonetikerschule. Die von mir gebrauchten neuen Lautzeichen für geschlossenes [ø] und offenes [ø] ö sind aus den

offensten aller Vokallaute zusammen: *Aale*, *alle*, bei dem die Mittelzunge weder »palatal« noch »guttural«, sondern gegen die Grenze des Vorder- und des Hintergaumens artikuliert. Eine mittlere Stellung nimmt das unbetonte und unbestimmte *e* in *Miete*, *Mitte* usw. ein; es ist in der Tabelle mit dem bekannten Zeichen [ə] ausgedrückt. Die drei deutschen Diphthonge in *freien*, *Frauen*, *freuen* bestehen aus [a + i], [a + u], [ɔ + i] oder [y].

Giebt es nun keine Streitfragen im Bühnendeutsch? Manches, was hierher zu gehören scheint, kann ich sofort als erledigt bezeichnen.

Keine Streitfragen mehr sind bezüglich der Vokale:

1) Die Frage nach der Erhaltung oder Dehnung der mhd. Kürze vor einfacher Konsonanz in flektierbaren Wörtern, z. B. *Züg* oder *Züg*, *Löb* oder *Löb*, *Bäd* oder *Bäd* usw. neben *Züges*, *Löbes*, *Bädes* usw. Die Bühnensprache folgt mit Recht hier der nhd. Schreibung, die nur in wenigen Fällen die alte mhd. Kürze durch Verdoppelung des Konsonanten anerkennt, z. B. *Gott*, *Gottes*; *Zinn*, *Zinnes* usw. *Züg*, *Löb*, *Bäd* ist also ein, wenn auch weitverbreiteter, norddeutscher Provinzialismus. In nicht flektierbaren Formen ist der Vokal hingegen vor einfacher Konsonanz außer *r* in geschlossener Silbe kurz, z. B. *mit*,

entsprechenden *e*- und *o*-Formen zusammengesetzt. Der genannte Verein verwendet dafür in der Regel noch schräg durchstrichenes [o] und die Ligatur [œ]. — Die Zeichen [ɣ] und [g] hatten im Vereinsalphabet früher die umgekehrte Geltung; und das Gleiche ist noch auf meiner besonders erschienenen Lauttabelle der Fall. Bei einem etwaigen Neudruck wird die nötige Änderung erfolgen.

ob, an, von, hin; auch *das, was, es*. Unsere Dehnung in *vōn, ān, dās* usw. ist um nichts besser als die schwäbische in *ōb*.¹

2) Die Unterscheidung von kurzem *e* und kurzem *ä* (*behende, Hände* usw.) in der Aussprache ist dem Bühnengebrauch fremd. In der Tat sind ja auch kurzes *e* und kurzes *ä* historisch oft gleichwertig; *Hände* ist = mhd. *hende*; *behende* = mhd. *behende* aus *bi hende* »bei der Hand« (D. Sg. und N. Pl. von *hant* lauten mhd. gleich). Wir schreiben in der Regel *ä*, wo der Zusammenhang mit einer *a*-Form deutlich ist (daher *Hände*).²

3) Auch die lautliche Trennung des *ai* von *ei* und des *äu* von *eu* gehört nicht der Gemeinsprache an, die vielmehr *ai* und *ei* als [ai], *äu* und *eu* als [ɔi] oder [ɔy] lautiert.³ Das *ai* ist nur eine Schreibvariante von *ei*, wo es = mhd. *ei* gilt; z. B. *Mai* = mhd. *meie*, *Kaiser* = mhd. *keiser*. — *Äu* vertritt *eu* gleichfalls

1) Historisch zu erklären ist die Dehnung in *von, ob* u. ä. W. freilich: es heißt mhd. *vone* neben *von, obe* neben *op* usw. Die gemeindeutsche Bühnensprache läßt aber nur die ungedehnten Formen (= mhd. *von, op* usw.) zu.

2) Ebenso sind die historisch verschiedenen Umlaut-*e*, z. B. in *Eltern*, und die sog. alten (gebrochenen) *ë*, z. B. in *helfen*, soweit sie noch nhd. kurz sind, in der Bühnensprache zusammengefallen. Dies gilt sogar für die Wiener Theater. Vgl. Luick in den »Beitr. z. Gesch. d. d. Spr. u. Litt.« XIV (1889) S. 145. In Süddeutschland (nicht z. B. in Hessen-Nassau!) ist die Trennung in der Aussprache noch vielfach erhalten (Umlaut-*e* geschlossener, altes *e* offener Laut).

3) [Die Bühnenkonferenz gibt für *ai* und *ei* die Aussprache [a + e], für *äu* und *eu* [ɔ + ə], für *au* [a + o] an. Diese Er-

nur in graphischem Wechsel, teils wo es für mhd. *iu* (gespr. *ū*), teils wo es für mhd. *öu* (*eu*) steht; z. B. *Häute* = mhd. *hiute*, dagegen *Bäume* = mhd. *böume*.¹

Nicht mehr streitig sind bezgl. der Konsonanten die folgenden Fragen:

1) Anlautendes *sp-*, *st-* ist nicht (hannövrish) spitz, sondern breit, = *schp-*, *scht-*, zu sprechen, wie es überall, auch in Hannover, auf der Bühne geschieht. Schon im 16. Jahrhundert heben die hochdeutschen Grammatiker hervor, daß das *s* in *sp-*, *st-* = *sch* in *sch(lagen)*, *sch(neiden)*, *sch(wimmen)* usw. sei. Daß man nicht *schp-* und *scht-* schrieb, hat seine Gründe. Erstens kommen *sp-* und *st-* auch im deutschen In- und Auslaut und ferner auch im Lat. häufig vor, und zweitens wollte man die Schreibverbindungen *schp(rechen)*, *schtr(eiten)* vermeiden (bei *schl-*, *schm-* u. s. w. kommt weiterer Konsonant und daher ein fünftes Konsonantenzeichen nicht vor). Kurz: das spitze *sp-*, *st-* ist nicht hochdeutsch, sondern platt, wie *sl(agen)*, *sm(iten)* usw.² Die Herabniedrigung des zweiten Teils der Diphthonge ist in der Tat sehr verbreitet, sie ist aber auch in der Umgangssprache keineswegs allgemein (man vergleiche z. B. die von Berlin, und ich glaube nicht, daß sie Empfehlung verdient.)

1) Auch bei *ei* (*ai*), *eu* (*äu*) und bei *au* werden in Süddeutschland noch historische Lautunterschiede beobachtet, die anderwärts (auch hier im Westen) wie in der Bühnensprache aufgegeben sind. So lautet z. B. in der schwäbischen Aussprache des Wortes *Weisheit* das erste *ei* (mhd. *i*) fast wie [äi], das zweite (mhd. *ei*) wie [ai].

2) [So auch natürlich die Bühnenkonferenz: *Anlautendes *sp*, *st* ist in Wörtern, die nicht als fremd empfunden werden, wie *schp*, *scht* zu sprechen*. Nicht als fremd gelten ihr z. B. *Spalier*, *Spezies* (speziell), *Spiritus*, *Statue*, *Stil* (s. u.), *Strophe*. Weshalb

2) Auch die berüchtigte *g*-Frage ist insofern entschieden, als nur erlaubt ist: im Anlaut Verschuß-[g] (*gung, gar, gut*); im Inlaut (*Siege, Tage, Züge*) entweder überall Verschuß-[g], oder stimmhaftes Reibe-[j] nach palatalem (*Siege*), stimmhaftes Reibe-[g] nach gutturalem Vokal (*Tage, Züge*); im Auslaut entweder [k], oder stimmloses [ç] (*ich*-Laut) nach palatalem, stimmloses [x] (*ach*-Laut) nach gutturalem Vokal (*Siek, Tāk, Zūk* — oder *Siech, Tāch, Zūch*). Also kurz gesagt: Stimmhafter Konsonant im An- und Inlaut; stimmloser Konsonant im Auslaut; und zwar im Anlaut nur Verschußlaut, im In- und Auslaut Verschußlaut oder Reibelaut. Das [g] im Inlaut und das [k] im Auslaut behauptet sich, ausgenommen in der Regel die Ableitungssilbe *ig* und deren Flexion (*König, Könige*), im Kunstgesang und im feierlichen Vortrag; die Reibelautsaussprache ist als regelrecht anzusehen.¹ Sie wird schon im 16. Jahrhundert als »gemeindeutsche« aufgestellt, und sie erscheint heute als solche in den Reimen unserer Dichter. Nicht nur Goethe, sondern auch der Schwabe Schiller reimt so, z. B. *steigt, erreicht; erzeugt: vergleicht*.

hingegen *Spektabilität, splendid, spontan, Stenographie, stilistisch* (s. o.) u. v. a. als »fremde« spitzes *sp, st* haben sollen, ist mir nicht verständlich. Die Zahl dieser Fremdlinge ließe sich m. E. sehr einschränken; ich würde z. B. zu ihnen rechnen: *Speech, Sputum, Star, Steamcr, Steward*, vielleicht *Stucco*.]

1) [Ich möchte jetzt lieber sagen: als die noch überwiegende. Eine Bewegung zu gunsten des Verschlusses (zunächst im Inlaut) macht sich immer mehr bemerklich. Sie geht vielleicht von der Bühne aus, wird aber besonders durch die Schule gefördert, da sich ja die gleichmäßige Behandlung des *g* der Schrift im An-

Über die Aussprache des *g* ist vieles, und viel Dilettantisches, geschrieben worden. Dahin gehört u. a. die Schrift des verdienten Musikers Dorn. Aber auch die vor nicht langer Zeit erlassenen Bestimmungen des Grafen Hochberg sind zum Teil völlig haltlos. Erlauben Sie mir, diese Regeln einer kurzen Prüfung zu unterziehen. Es heißt da: »Die allgemeine Aussprache des Buchstaben *g* ist die leicht anschlagende zwischen *ch* und *k* liegende«. Gemeint ist stimmhaftes Verschuß-[g], das aber nicht zwischen *ch* und *k* liegt: *ch* und *k* sind stimmlos, ersteres palataler oder gutturaler Reibelaut, letzteres (palatal)-gutturaler Verschußlaut: zwischen beiden läge ein stimmloser Laut, der halb Reibelaut, halb Verschußlaut ist! Weiter: »Nach seinem vollen Werte zu sprechen ist es: 1. Am Anfang der Wörter und Silben (*Gott*).« Am Anfang der Wörter unbedingt; wenn am Anfang der Silben im Inlaut, so erhalten wir die feierliche, aber gewiß »richtige« Aussprache [tagə], [zi:gə] u. s. w. — »2. Als Auslauter hinter einem Vokal (*Tag*).« Dies widerspricht dem durchgehenden deutschen Lautgesetz, daß auslautend nur stimmlose Konsonanten (außer Nasalen und Liquiden) stehen; also nur: *Täk* oder *Täch*. — »3. Hinter einem Konsonanten (*Balg*)«. Derselbe Fall. — 4. Zwischen zwei Konsonanten

und im Inlaut beim Leseunterricht sehr empfiehlt. Geht diese Bewegung im Inlaut durch, so ist zu hoffen, daß auch der Auslaut davon ergriffen wird, so daß — wie auf der Bühne und im Süden — nicht nur *Tage*, *Siege* mit Verschuß-[g], sondern auch *Tag*, *Sieg* mit [k] lauten.]

(*kargt*).« Ebenso, da das erwähnte deutsche Auslautgesetz auch für mehrfachen konsonantischen Auslaut gilt. — »5. Vor *d* und *t* (*Jagd*).« Fällt wieder zusammen mit 4. — »6. In der langen Silbe *ieg* (*Sieg*).« Völlig willkürlich! Fällt ohnehin ja unter Regel 2: »als Auslauter hinter einem Vokal (*Tag*)«. Es muß, wie dort bemerkt, entweder *k* oder *ch* (= [ç], [x]) stehen. — »Als Ausnahme wird das *g* wie ein weiches *ch* ausgesprochen und zwar: 1. in der kurzen Silbe *ig*, wenn dieselbe im Auslaut eines Wortes steht (*König* = *Könich*).« Mit weichem *ch* ist offenbar nicht etwa ein stimmhafter Laut, sondern stimmloses palatales *ch* (= [ç]) gemeint. Sachlich ist nichts einzuwenden. Warum dann aber vorher im Auslaut stets [g]? — »2. In zusammengesetzten Wörtern (*Königreich* = *Könichreich*).« Ist richtig. — »3. Wenn das *i* vor *g* durch einen Apostroph ersetzt wird (*ew'ge* = *ew'che*).« Kein Grund für das Stimmloswerden, da das *g* nicht im Wort- oder Silbenauslaut steht, auch nicht einmal ein stimmloser Laut vorhergeht; also: *ew'je* (wenn nicht *ew'[g]e*). — »4. Wenn auf die Silbe *ig* ein *s*, *st* oder *t* folgt (*Königs* = *Könichs*). Ja, hier stimmloses *ch* (= [ç]), weil Auslaut.

Ich nahm mir seiner Zeit die Freiheit, dem Grafen Hochberg meine Bedenken ob dieser *g*-Bestimmungen vorzulegen. Er bemerkte in seiner Antwort, daß er mit seiner Anordnung über die Aussprache des Konsonanten *g* durchaus nicht darauf ausgegangen sei, eine wissenschaftliche Frage zu entscheiden, und daß er jene Anordnung, deren Inhalt auf die Ansichten von Tieck,

Devrient und Stockhausen Bezug nehme, lediglich darum habe drucken lassen, um eine einheitliche Aussprache des genannten Buchstaben auf der königl. Bühne in Berlin zu erzielen. Meines Erachtens wäre es, trotz Tieck, Devrient und Stockhausen, bei weitem besser gewesen, die königl. Schauspieler ohne Zwang teils Verschuß-*g* (= [g]) teils Reibe-*g* (= [j], [g]) im Inlaut, und teils *k* teils *ch* (= [ç] und [x]) im Auslaut sprechen zu lassen, als ihnen unnatürliche, ja fast unmögliche Lautbildungen zuzumuten.¹

Nach dieser Abschweifung nenne ich als dritte abgetane Konsonanten-Streitfrage die Aussprache des *ng*, das auf der Bühne auch nach den Hochberg'schen Regeln (wo dieser Punkt noch mit herangezogen ist) stets wie [ŋ] lautet.² Im Auslaut spricht man in Norddeutschland und anderwärts vielfach [ŋk]. Diese Aussprache galt auch im Mittelhochdeutschen (*dinc* = [diŋk], nhd. *Ding*), hat aber zur Voraussetzung, daß inlautend [ŋg] gesprochen wird, was im Mittelhochdeutschen der Fall war (Gen. *din-ges* = [diŋ-ges]). Ist kein inlautendes *g* = [g] da, so kann es es auch im Auslaut nicht stimmlos werden.

Außer diesen erledigten sind nun auch ein paar schwebende Streitfragen in Betracht zu ziehen.

1) [Bei der Bühnenkonferenz ist von der Mannigfaltigkeit der obigen Bestimmungen nur ein kleiner Rest übrig geblieben, indem — neben sonst durchgehendem Verschußlaut — für die Endung *-ig* vor Vokal *freudige* Verschuß-*g*, im Silbenschluß *freudig* und vor Konsonant *freudigste* *ich*-Laut, bei Apostrophierung *sel'ge*, falls es nicht möglich ist, den ausgefallenen Vokal leicht durchklingen zu lassen*, *j* vorgeschrieben wird.]

2) [So auch nach denen der Bühnenkonferenz.]

Zunächst bei den Vokalen. Von Fremdwörtern abgesehen bleibt nur eine.

1) Die langen *e* und *ä*.¹ Die Frage ist, ob diese je nach der Herkunft verschieden, oder nach der Schreibung, d. h. *e*, *ee*, *eh* geschlossen und *ä*, *äh* offen, zu sprechen sind. Auf dem Theater ist letzterer Gebrauch jedenfalls vorherrschend, jedoch kommt auch die provinziell noch verbreitete, aber — wohlgemerkt — nach Ort und Art sehr schwankende »historische« oder »etymologische« Aussprache auf guten Bühnen vor. Wo z. B. *e*, *eh* aus mhd. *ê* in offener Silbe »historisch« gesprochen wird, ist es durchgängig ein offenes *e* (= [ɛ:]), z. B. in *sehen*, *geben*. Das *ä* im Konj. des Prät. derselben Verba (mhd. *â*) klingt in einem Teile des Gebiets fast gerade so, also *sehen* = *sähen*, *geben* = *gäben*, in einem andern Teile hingegen geschlossen (= [e:]), so daß, im hellen Widerspruch mit der Schreibung und der auf dieser beruhenden norddeutschen Aussprache, *sähen*, *gäben* mit [e:] *sehen*, *geben* mit [ɛ:] lauten. Diese »historische« oder — müssen wir vielmehr sagen — eine dieser »historischen« Aussprachen wieder zu verallgemeinern, scheint mir auch völlig aussichtslos, da fast alle Norddeutsche und nicht wenige Mitteldeutsche die »richtige« Aussprache für jedes einzelne Wort dann künstlich — und ohne Hülfe der Schreibung! — erlernen müßten. Ich kann also nur empfehlen, langes *e*, *ee*, *eh* als [ɛ:], langes *ä*, *äh* als [e:] zu sprechen.²

1) Vgl. das S. 19, 2) und Anm. 2 über kurzes *e* *ä* Gesagte.

2) Es ist nicht zu verwundern, dass der obige, von mir an dieser Stelle nicht zum ersten Mal gemachte Vorschlag bei »historisch« Sprechenden heftigen Widerspruch findet. Im »Dresdener

2) Von wenig Belang ist die Regelung der Aussprache von griech. *y*. Es wird von klassisch Gebildeten meist wie *ü* behandelt. Ich tue es auch, muß dies *ü* aber doch für eine Pedanterie erklären. Warum nicht *i*, wie *Gips*, *Kristall* usw. jetzt auch in der Schrift?¹

3) Die franz. Nasalvokale in Lehnwörtern werden auf der Bühne wie im Verkehr der Gebildeten verschieden behandelt. In Süd- und Mitteldeutschland, wo meist auch die deutsche Mundart Nasalvokale kennt, wird der franz. Wert der Qualität nach beibehalten,

Anzeiger« bezeichnete es ein Kritiker (es brauchte durchaus nicht gerade ein sächsischer zu sein) vor kurzem als »Unfug«, in den Schulen eine andere Aussprache als *Hende*, *Bäsen*, *Mählhender* zu lehren. Dabei bedient er sich aber selbst des Zeichens *e*, um den geschlossenen, und des Zeichens *ä*, um den offenen Laut auszudrücken, erkennt also unwillkürlich die Macht der Schreibung an! Gerne verweise ich darauf, daß auch nach Braunes Ansicht (»Beitr. zur Gesch. d. d. Spr. u. Litt.« XIII S. 580) die von mir, wie er sagt, »als Ideal aufgestellte« Aussprache des langen *e* »das Endergebnis der Bewegung sein wird«. Noch ein anderer Ausgang könnte meines Erachtens in Betracht kommen: der Sieg der geschlossenen Länge nicht nur bei allen *e*, sondern auch bei allen *ä* der Schrift. Wir hätten dann das bei *o* und *ö* Erreichte, geschlossene Länge und offene Kürze, auch bei *e* (und *ä*) durchgeführt. Es ist sehr bezeichnend, daß in dem noch so historisch sprechenden Österreich beide Tendenzen der *e*-Entwicklung auf der Bühne im Wettbewerb stehen (Luick, »Beitr.« XIV S. 145 f.). [Die Bühnenkonferenz hält es nicht für wünschenswert, daß alle langen *e*-Laute in einer einzigen Qualität aufgehen, und möchte »der Orthographie insoweit Rechnung tragen, daß mindestens alle diejenigen langen *e*-Laute, die als *ä* geschrieben werden, offen gesprochen werden.«]

1) [Auch die Bühnenkonferenz behält die Aussprache = *ü* bei.]

jedoch durchgehends gelingt; so in *Bassin, Verdun, Ballon, Rouen*. In Norddeutschland, und daher häufig auch auf der Bühne, findet man die Nasalvokale nicht mundgerecht und ersetzt sie durch die deutschen Lautfolgen [ɛɪ], [øɪ], [ɔɪ], [aɪ], z. B. *Basseng, Verdöng, Ballong, Rouang*, was zwar dem anders Gewöhnten abscheulich lautet, aber als naheliegende Verdeutschung jener fremden Vokalnüancirung nicht unbedingt zu verdammen ist. Wenn die Nasalvokale das Feld behaupten, so wird dies wesentlich mit Hülfe des lautlich reformierten Unterrichts im Französischen geschehen.¹

Auch der unerledigten Konsonanten-Fragen gibt es nicht viele.

1) gehört hierher die Erwägung, ob inlautend und auslautend die Verschluß- oder die Reibelaut-Aussprache des *g* den Vorzug verdient. Ich habe mich hierüber bereits geäußert und erwähne die Frage nur der Übersicht wegen noch einmal.

2) Das *r*. Zungenspitzen- oder Zäpfchen-*r*? [r] oder [ʀ]? Hier bin ich den Gesanglehrern dankbar, daß sie so nachdrücklich und erfolgreich für das Zungen-*r* eintreten. Auch das ernste Drama sucht es noch zu wahren. Posse und Lustspiel müssen sich den Eindringling Zäpfchen-*r* schon gefallen lassen, und bei der jüngeren und jüngsten Generation der Städte, und nicht allein dieser, herrscht er fast souverän! Das ist schade, denn schöner ist sicherlich das Zungen-*r*; zudem droht die Gefahr, daß das kratzende Zäpfchen-*r* ganz mit dem *ach*-Laut oder mit dem Reibe-*g* in *Lage* zusammen-

1) [Die Bühnenkonferenz verlangt den nasalierten Vokal.]

fällt und *narrt* wie *Nacht*, *verloren* wie *verloggen* lautet. In Marburg (und Kassel) haben wir diesen Standpunkt schon erreicht. Ich fürchte, daß auch die Schule den Kampf vergebens aufnehme.¹ Vielleicht aber gelingt es ihr, dem hierzulande (Frankfurt) grassierenden *r*-Schwund — *Gatten* statt *Garten* usw. — und der Entartung des End-*r* — *nua*, *scha*, *wia*, *Vata*, *Mutta* — noch etwas Einhalt zu tun.²

Zum Abschluß dieser Aussprachefragen eine Bemerkung über erlaubte und unerlaubte Assimilation in der mustergültigen Aussprache. Erlaubt scheint, außer in feierlich abgesetzter Rede, unbedingt die Angleichung nur durch das Vorhandensein und das Fehlen

1) Daß das Zungen-*r* immerhin lehrbar ist, beweisen die Erfolge im (neueren!) englischen Unterricht unserer Schulen. Das ungerollte englische Zungen-*r* ist wohl noch schwieriger als das deutsche gerollte. Zu der Zeit, als dieser Vortrag gehalten und zum ersten Mal gedruckt wurde, suchte ich das Zungen-*r* meinen damals 5- und 3 $\frac{1}{2}$ -jährigen Söhnchen beizubringen. Wie es schien, vergeblich; obwohl der älteste, dem ich nun in schmerzlichem und doch wieder frohem Gedenken diese bescheidenen Blätter widme, schon längst alle deutschen und auch fremde Laute nicht nur sicher nachahmte, sondern aus freien Stücken auch in seiner Weise richtig analysierte. Bald nachher löste das Versprechen einer kleinen Belohnung beiden Kindern augenblicklich die Zunge: ein Beweis, daß die Schwierigkeit mehr psychischer als physischer Art gewesen war.

2) [Nach dem Beschluß der Bühnenkonferenz ist in allen Fällen durchaus gerolltes Zungenspitzen-*r* zu fordern: nur dadurch kann der schon sehr stark eingebürgerten Mode begegnet werden, die die spirantischen oder vokalischen Reduktionen des *r* *wachten* oder *wasten* statt *warten*, *mëa* oder *mëd* statt *mehr* duldet.*]

des Stimmtons unterschiedener Konsonanten, in Fällen wie *mit dir* = *mi(d)dir*, *hast du* = *has(d)du* u. dgl. Wenn der auf stimmlosen Verschlußlaut folgende Laut der nächstverwandte stimmhafte Reibelaut ist, tritt wenigstens bei *ts* meist Stimmreduktion ein: *mit sich* = *mitsich*; dagegen nicht so leicht *obwohl* = *opfohl*, zumal die zweite Silbe betont ist. Hier kommt vieles auf den Stil und das Tempo der Rede an. Nicht durch den guten Gebrauch gebilligt wird die beliebte Verwandlung des ausl. *-en* nach Labialen in [m], nach Gutturalen in [ŋ], wie z. B. *lieben* = *lieb(m) (liem)*, *denken* = *denkng*, wenn auch der Ersatz des *en* durch silbiges [n] nach Dentalen sehr allgemein ist: *reiten* = *reitn*; auch nach *n* selbst: *sinnen* = *sinn-n*. Zu *lehren* ist wohl überall die volle Form mit *en* = [ɛn]: [li:bən], [zinən], [dɛŋkən]. Hier hat die Schule die Pflicht, ebenso konservativ zu sein, wie es noch vielfach sogar die Praxis der gebildeten Umgangssprache ist.¹ Was die Beeinflussung von Vokalen durch Nachbarlaute betrifft, so sind z. B. auch hierorts verbreitete Assimilations-Erscheinungen das Offenwerden des [e:] vor *r*, wobei aber etymologische Gründe mitwirken: oft *her* = [hɛ:r], *hehr* = [he:r], sowie die Nasalierung der Vokale vor Nasalkonsonanten: *Biene*, *nahm*. Beides ist in sorgfältiger Aussprache zu vermeiden.

Damit kann ich den ersteren und längeren Teil meiner Besprechung abschließen.

1) [Auch die Bühnenkonferenz warnt vor Beeinflussung des *-en* durch vorhergehende *p*, *b*, *f*, *w*, *m* oder *k*, *g*, sowie vor undeutlicher Aussprache zweier benachbarter *-en* (z. B. *bəratn* statt *beratənən*). Das Gleiche gilt bei *n* vor *k*, *g* usw. (z. B. *anklagen*).]

II.

Es bedarf nur noch einer kurzen Beantwortung unsrer zweiten Hauptfrage: Auf welche Weise soll die Musteraussprache in der Schule gelehrt werden? Ich habe schon einleitend bemerkt, daß es mir in dieser Hinsicht am allerwenigsten in den Sinn kommen kann, irgendwelche Autorität für mich zu beanspruchen. Die Kompetenz steht bei den mit der Theorie und Praxis dieses Unterrichtsgebietes vertrauten Kollegen, denen also auch die Ergebnisse der neueren Phonetik geläufig sind. Andererseits möchte ich sogleich nachdrücklich hervorheben, daß die obige Frage von vornherein keineswegs zusammenfällt mit der Frage nach der Methode des Leseunterrichts, so schwer es auch sein mag, beide Fragen praktisch auseinanderzuhalten. Ich brauche daher zu der Buchstabier-, Syllabier-, Lautier-, Schreiblese-Methode und wie die Methoden alle heißen, keine Stellung zu nehmen, sofern sie außer dem Richtig-Sprechen auch etwas anderes, das Lesen und bezw. das Schreiben, lehren wollen.

Meines Erachtens hat der Aussprache-Unterricht jedenfalls vom Laute, nicht der Schrift, auszugehen, und zwar um so mehr, als im allerersten Unterricht die Möglichkeit, an Bekanntes anzuknüpfen, nur auf der Seite des Lautes, nicht auf der Seite der Schrift liegt. Das nächste Ziel ist die Auffassung und Wiedergabe der vom Lehrer vorg gesprochenen Laute durch den Schüler, wobei ja die Schreibung der Laute gänzlich außer Betracht bleiben kann. Passend wird man die Laute aus Wörtern, bezw. Normalwörtern, gewinnen lassen. Verwandte Laute stelle man zuerst praktisch,

dann auch systematisch nebeneinander. Unter Umständen wird die theoretische Erkenntnis der praktischen Aneignung zu Hilfe kommen müssen: so bei den stimmhaften Reibe- und Verschlußlauten da, wo die Ortssprache nur »stimmlose Lenis«, d. h. weichen, aber stimmlosen Laut, anwendet. Man gehe aus von den auch in Mittel- und Süddeutschland stimmhaft gesprochenen Nasalen und Liquiden [m], [n], [ŋ], [r], [l]. Haben sich die Schüler durch das Ohr überzeugt, daß diese Laute mit Stimmtönen verbunden sind (der Lehrer mag die im Deutschen ungebräuchlichen stimmlosen Formen zum Vergleiche daneben sprechen), so wird auch das [z] (in *so*) im Unterschied von [s] als stimmhaft anerkannt und von den Kindern leicht mit dem Summen der Biene identifiziert werden. Die übrigen Reibelautpaare folgen, zunächst am besten [ʒ]—[ʃ], dann [v]—[f], dann [j]—[ç] und [g]—[x]; und nun werden auch [b] neben [p], [d] neben [t], [g] neben [k] gelingen.¹⁾ Daß [p], [t], [k] im betonten Anlaut vor Vokal, bzw. auch im betonten Auslaut, aspiriert sind, finden die Schüler heraus. Sollte die Mundart den Kehlkopfverschluß vor betontem Anlautvokal etwa meiden, so genügt neben dem Vorbild des Lehrers der Vergleich mit einem eben nur stärker artikulierten Hustenstoß. Die Nachahmung der »reinen Vokale« wird in der Regel durch die bloße Gehörauffassung erreicht werden; andernfalls braucht man sich vor einfachem phonetischem Hinweis nicht zu scheuen, auf den man bei den Nasal-

1) Es empfiehlt sich, stimmhaftes [b], [d], [g] zuerst im Inlaut vorzuführen und zu üben.

vokalen nur zu seinem Schaden verzichten würde. — Wenn man in der angedeuteten Weise verfährt, wird auch das gefürchtete phonetische »System« schwerlich über die Fassungskraft der Kinder hinausgehen. Daß [b] sich von [p] wesentlich durch das Vorhandensein der Stimme unterscheidet, u. dgl. m., muß der Schüler jedenfalls lernen; ob man ihm den ersten Laut »stimmhaft«, den zweiten »stimmlos« nennen will, ist verhältnismäßig gleichgültig, es ist nur sehr einfach und bequem.

Überhaupt habe ich bisher, wie Ihnen aufgefallen sein wird, in meiner Phantasieklasse ohne Lauttafel und ohne Lautschrift operiert. Für unbedingt notwendig halte ich beide Dinge nicht, wohl aber wird dadurch dem Lehrer und dem Schüler die Arbeit bedeutend vereinfacht werden. Vor allem bei der ersten Einübung der Laute, was keiner Ausführung bedarf. Ferner empfiehlt sich der Gebrauch der Lauttafel (oder der Lautschrift) in Fällen zweifelhafter Nachahmung, so daß der Lehrer das richtige Lautzeichen auf der Tafel suchen läßt oder durch eignen Nachweis die richtige Lautierung sichert. Neu vorkommende Wörter können sozusagen auf der Tafel in ihre Elemente zerlegt, diese dann wieder zusammengestellt werden usw.

Meine Herren, ich bin zu Ende. Ich brauche das Gesagte nicht noch einmal zusammenfassen. Nur einen Punkt möchte ich an letzter Stelle noch berühren: den ästhetischen Gewinn, der in der Erwerbung einer guten und schönen Aussprache und ihrer späteren Verwertung im deutschen Unterricht begriffen ist. »Hier liegen« — ich schließe mit einem vielleicht etwas

überschwänglichen, aber zutreffenden Wort von Palleske¹ — »nicht bloß die Anfänge des Dichters, des Schauspielers, deren Talent sich an der Flamme der lauwerdenden Dichtung entzündet, hier im Zimmer der Leseschule ist nicht bloß die Vorstufe zur Kanzel, zur Rednertribüne, zum Lehrstuhl: hier nimmt jeder ohne Ausnahme — der arme Knabe, der oft in Wahrheit viel ärmere Sohn des Reichen, die Tochter des schlichten Arbeiters wie des hohen Beamten — ein unverlierbares Erbteil in Empfang, welches unsere Dichter, die großen Ehrenmitglieder der Nation, für jeden Sohn, für jede Tochter des Vaterlandes hinterlassen haben.

»So viel Zeit muß jede Schule haben, um dieses Erbteil wirklich der Jugend einzuhändigen.«

1) »Die Kunst des Vortrags« (Stuttgart 1880) S. 52.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig.

Elemente der Phonetik

des Deutschen, Englischen und Französischen

von

W. Viëtor.

Fünfte, durchgesehene Aufl. 1904. XIII, 386 S. gr. 8°.
Mit 1 Titelbild und 35 Figuren im Texte. M. 7.20, geb. M. 8.—.

Kleine Phonetik

des Deutschen, Englischen und Französischen

von

W. Viëtor.

Vierte Aufl. 1905. Mit 21 Figuren. XVI u. 132 S. 8°.
M. 2.50, kart. M. 2.80.

Diese gekürzte Ausgabe der bereits in drei Auflagen erschienenen „Elemente der Phonetik“ (Preis M. 7.20) bietet den vollständigen Text ohne die ins Detail gehenden Anmerkungen und weiteren Ausführungen.

Aussprache des Schriftdeutschen.

Von

W. Viëtor.

Mit dem „Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preussischen Schulen“ in phonetischer Umschrift, sowie phonetischen Texten.

Sechste Auflage. 1905. 8 Bogen 8°. M. 1.60, kart. M. 1.80.

German Pronunciation.

Practice and theory. The best German. — German Sounds, and how they are represented in spelling. — The letters of the alphabet and their phonetic values. — German accent. — Specimens. By W. Viëtor. Third edition. 9½ Bogen. 8°. 1903. M. 1.60, geb. M. 2.—

Der Sprachunterricht muss umkehren!

Eine Beitrag zur Ueberbürdungsfrage von Quousque Tandem
(W. Viëtor).

Dritte, durch Anmerkungen erweiterte Auflage. 1905.
4 Bogen. 8°. M. 1.—.

85373

Author Viêtor, Wilhelm

LaG.Gr
V6667W

Title Wie ist dei Ausssprache des Deutschen zu lernen?

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

